

# ΤΕΣΣΑΡΑΚΟΝΤΑΕΤΗΡΙΣ

## ΘΕΟΦΙΛΟΥ ΒΟΡΕΑ

ΤΟΜΟΣ ΠΡΩΤΟΣ

ΕΝ ΑΘΗΝΑΙΣ

ΤΥΠΟΙΣ: "ΠΥΡΣΟΥ", Α. Ε.

1940

Ε.Υ.Δ της Κ.τ.Π  
ΙΩΑΝΝΙΝΑ 2006

VON DER EINFUHLUNG  
IN DEN GEISTESWISSENSCHAFTEN  
UND IHREN GRENZEN

von

T. K. ÖSTERREICH, Tübingen

---

Die erkenntnistheoretische Besinnung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts hat zu dem Ergebnis geführt, dass die Geisteswissenschaften eine selbständige Gruppe von Erkenntnis neben den Naturwissenschaften darstellen und nicht etwa nur eine unvollkommen entwickelte Stufe davon sind. Der entscheidende Unterschied liegt im Gegenstand, der zugleich einen solchen in der Methode mit sich bringt. Das Objekt der Geisteswissenschaften ist der Mensch mit seinen Erzeugnissen und seinem gesellschaftlichen Verhalten. Beide sind wesentlich anders als das gesellschaftliche Verhalten und die Erzeugnisse auch der höchststehenden Tiere und gestatten deshalb nicht eine Einordnung der Menschheitswissenschaft in die Biologie der höheren Tierwelt. Der Mensch allein ist ein geschichtliches Wesen. Geistige Neuerwerbungen einzelner Individuen werden an andere weiter gegeben, sodass «Entwicklung» auch ohne Mutation möglich ist. Der Mensch allein hat «Kultur», das Tier nicht. Die Geisteswissenschaften sind Kulturwissenschaften.

Da nun alle Kultur in der Seele des Menschen ihren Ursprung nimmt, hat man gemeint, alle Geisteswissenschaften seien Seelenforschung, und da diese ihre Grundlage in der Nachfühlung habe, so beruhten auch die Geisteswissenschaften vor allem auf dieser.

Diese Ansicht ist unrichtig, denn in den Geisteswissenschaften handelt es sich keineswegs darum, das Wesen des Seelenlebens und seine Struktur zu erforschen, sondern entweder darum, die aus dem Seelenleben hervorgegangenen, vom Menschen hervor-

gebrachten Produkte als solche zu studieren, mag es sich dabei um Staaten, Kunst, Musik oder anderes handeln — das tun die systematischen Geisteswissenschaften —, oder darum, ihre Geschichte zu ermitteln und die Historie des menschlichen Tuns zu schreiben.

Soweit es sich um die systematischen Geisteswissenschaften handelt, ist das Nacherleben nicht von entscheidender Bedeutung, wenigstens nicht insoweit es sich um das Nacherleben bestimmter vorgelebter psychischer Zustände handelt. Wohl aber bedienen sich die historischen, nichtsystematischen Geisteswissenschaften der Nachfühlung als eines entscheidenden methodischen Mittels. Ohne dieselbe würden wir überhaupt keine Geisteswissenschaften besitzen, sondern höchstens mühselige Analogieschlüsse dahin ziehen, dass manche organische Wesen ein dem unsrigen ähnliches Innenleben haben, und würden in kleinen Schritten das Verhalten der Mitmenschen derart zu interpretieren uns bemühen.

In jüngster Zeit hat man die Bedeutung des Nachfühlens freilich überhaupt zu bestreiten sich unterfangen, aus dem Bedürfnis, irgendetwas Neues zu sagen, und da man nichts wusste, dann einfach — ein nicht seltener Fall — das Evidente geleugnet. Denn es ist evident, dass es in den Geisteswissenschaften ohne Nachfühlung nicht geht.

Das offenbart sich auch darin, dass diese Fähigkeit bei den grossen Historikern eine besondere Steigerung zeigt. In der Tat ist gerade bei dem bedeutendsten von ihnen, bei Ranke, eine solche nachweisbar.

«Er ruhte nicht, bis er das Seelenleben historischer Persönlichkeiten bis in seine feinsten Verzweigungen blossgelegt hatte. Er besass in wunderbarem Masse die Fähigkeit, in die Empfindungen fremder Menschen einzudringen und ihre Gedanken nachzufühlen, zu penetrieren, wie er es nannte. Charakteristisch ist, dass er blossen Projekten ebenso liebevoll nachging wie ausgeführten Plänen: für den Psychologen, wem es auf die Intentionen ankommt, sind die einen ebenso wichtig wie die anderen; nicht selten mögen sogar Projekte über den Charakter des Entwerfenden besser Aufschluss geben als Handlungen, die in der Regel unter dem Zwange der Umstände stark modifiziert werden müssen». (E. Fueter).

Schon das bekannte Selbstzeugnis Rankes, er möchte sein Selbst vergessen, um ganz in andere Zeiten einzutauchen, giebt zu denken. Es findet seine Bestätigung in einer kurzen Schilderung seines Verhaltens als Lehrer gegenüber dem Stoff der Geschichte aus der Hand seines Schülers Dilthey: «Ranke! die beweglichste Erscheinung: er schien sich jederzeit durch eine innere Bewegung, die auch äusserlich sich kundtat, in den Vorgang oder den Menschen umzuwandeln, von dem er sprach. Ich erinnere mich des Eindrucks, als er von dem Verhältnis Alexanders VI zu seinem Sohn Cesare redete: er liebte, er fürchtete ihn, er hasste ihn». (Ges. Schriften V, 1, S. 9). «Mir war er die Erscheinung des historischen Vermögens selber». Ähnliches wird über Treitschkes Vorlesungen erzählt, und man wird hier auch Dilthey selbst anführen. Die Art, wie er im persönlichen Gespräch von historischen Personen redete, liess die Vorstellung auftauchen, er hätte sie gewissermassen in sich lebend gegenwärtig.

Noch weit bemerkenswerter aber und völlig überraschend ist, dass Ranke in manchen Augenblicken von der Nachfühlung so fortgerissen wurde, dass sich die Grenze zum Schauspieler zu verwischen anfing. Der Historiker O. Kaemmel berichtet über ihn: «Ein hinreissender, begeisterter Dozent war er niemals. Auf Grund sorgfältig ausgearbeiteter Hefte sprach er in freier Rede, mit unverkennbar thüringischem Dialekt, in sich versunken, die Augen nach der Decke gerichtet, höchst ungleich, bald mit überstürzender Hast, bald langsam zaudernd, bald in den Stuhl zurückgelehnt, bald plötzlich auffahrend und heftig gestikulierend, als wenn er die geschilderte Szene vorspielen wollte; bei der Erzählung von der Ermordung Heinrichs III von Frankreich durch den Dominikaner Jacques Clément erhob er allmählich die Stimme, sprang endlich auf und weit über das Katheder vorgebeugt, führte er mit der Rechten einen Stoss nach vorn».

Tatbestände solcher Art lassen keinen Zweifel daran übrig, dass das Nacherleben innerhalb der historischen Forschung eine grosse Bedeutung besitzt und dass jede Skepsis in dieser Hinsicht der Berechtigung entbehrt und lediglich Anlass zu der Vermutung giebt, dass der Vertreter eines solchen Standpunktes diese wichtige Fähigkeit nur unzureichend besitzt.

Angesichts dieses Sachverhaltes entsteht die Aufgabe, das Wesen und die Grenzen der Nachfühlung in den Geisteswissenschaften einer Prüfung zu unterwerfen.

### **Die erkenntnistheoretische Stellung der Nachfühlung.**

Die erkenntnistheoretische Stellung des Nachfühlens ist eine sehr eigenartige und zugleich einzigartige: es ist Ersatz für eine uns abgehende Fähigkeit. Unserer geistigen Organisation fehlt nämlich das der Wahrnehmung der physischen Welt entsprechende Vermögen zur Wahrnehmung fremden seelischen Innenlebens. (Die Fälle, in denen vielleicht ein solches Vermögen wach wird, sind jedenfalls Ausnahmefälle und viel zu selten, um ein methodisches Forschungsmittel sein zu können). Hätten wir die Fähigkeit dazu, so käme Nachfühlung Lebenden gegenüber überhaupt nicht in Frage, so wenig, wie man anthropologische Messungen an Porträts oder Büsten statt am Menschen selbst vornimmt.

Das uns durch Einfühlung in der Phantasie präsentierte fremde Innenleben ist ein Stellvertreter des uns unmittelbar nicht gegebenen Originals desselben. Wenn wir im täglichen Leben uns dieses Sachverhaltes nicht bewusst werden, sondern im Gegenteil meinen, fremdes Innenleben unmittelbar wahrnehmend zu erfassen, so ist das ebensowenig stichhaltig wie unser sonstiges naives Weltbild. (Bestreitet man das, so ergibt sich eine ganz neue Wahrnehmungs- und Wirklichkeitstheorie, nach der dann auch jedes Porträt, jede Büste, jede Figur in einem Wachfigurenkabinet eine wirkliche Seele hätte, die unmittelbar wahrgenommen wird).

Die zweite wichtige Feststellung geht dahin, dass die Einfühlung kein rein gedanklicher Akt ist. Vielmehr ist sie von seelisch-anschaulicher Natur, ganz wie die Wahrnehmung. (Das Wort «anschaulich» ist hier in übertragenem Sinne gebraucht.)

Damit ergibt sich zugleich, dass die Geisteswissenschaften keine rein gedanklichen Disziplinen sind, vielmehr sind sie in weitgehendem Masse mit Anschauung erfüllt, und zwar einmal in dem wörtlichen Sinn, dass sie Sichtbares, Tastbares, kurz Sinnliches (Kunst, Musik usw.) zum Gegenstand haben, sodann aber auch in dem übertragenen Sinn, dass sie es mit indivi-

duellen Seelenakten als solchen zu tun haben. Die Gefühle, Affekte, Willensakte von Personen werden nicht nur in abstraktem Wissen vergegenwärtigt, sondern in anschaulicher Weise.

Begriffliche Charakteristik ist überhaupt an sich nicht imstande, ein reales Wesen in befriedigender Weise zu beschreiben und seine Anschauung zu ersetzen. Nicht einmal in der Naturwissenschaft ist das praktisch möglich. Man sehe sich die die Arten beschreibenden Sammelwerke der Zoologie und Botanik an! Sie alle haben neben dem Text mehr oder weniger zahlreiche Illustrationen. Wie soll man z. B. die Gestalt eines Schmetterlingsflügels beschreiben, ohne ihn abzubilden, oder das Gefüge der Adern auf ihm? Die Umrisskurve und die Linienführung können auch durch keine Formeln bezeichnet werden.

Das Entsprechende gilt von der menschlichen Persönlichkeit, dem Gefüge der sie aufbauenden Ichfunktionen. Der Forscher bemüht sich deshalb, sie in sich selbst in konkreten gleichartigen Abbildern zu erzeugen, und sucht solche dann durch seine literarische Kunst auch im Leser wachzurufen. Die seelenbewegenden Worte der grossen Historiker vertreten völlig die Stelle der Illustrationen in zoologischen und botanischen Werken: sie erzeugen seelische Abbildungen fremden Innenlebens.

Die Einfühlungsmanöver der Historiker sind also nicht belanglose Nebenbestrebungen der Forschung, die ebensogut fortbleiben könnten. Wir können uns einer fremden Persönlichkeit überhaupt nur in einführender seelischer Anschauung geistig bemächtigen. Erkennen heisst in diesem Falle zunächst einmal: mit Bewusstsein nachfühlend innerlich psychisch anschauen. Wir sind nicht imstande, eine Person vollständig in ein Schnittgebilde aus Allgemeinheiten aufzulösen.

Auf der andern Seite ist zu betonen, dass die Einfühlung nur ein Teilmoment der historischen Erkenntnis darstellt. So wenig die Selbstfühlung eines Menschen bereits Psychologie und die Wahrnehmung eines Tieres Zoologie ist, ist die Fremdfühlung einer Person schon Erkenntnis derselben. Die Nachfühlung repräsentiert nur fremde seelische Wirklichkeit als seelisches Spiegelbild, wie die Wahrnehmung uns das einzelne Tier sehen lässt.

Es lässt sich allerdings eine Geschichtswissenschaft denken, die sich überall auf das unanschauliche Denken beschränkt, die

also auch jedes Individuum nur als Schnittpunkt von Begriffen erfassen würde. Eine solche Historie wäre jedoch blutlos und gliche einem zoologischen Artenverzeichnis, das auf jede Abbildung verzichten täte. Sie würde in bewusstem Gegensatz zu aller vorhandenen Geschichtswissenschaft stehen, die ohne Zweifel stets bemüht ist, im Leser eine psychisch anschauliche Vorstellung vom inneren Wesen der Hauptpersonen zu erzeugen. Alle Geschichtswerke wollen auch zugleich seelenbewegend wirken, sei es nun in wesentlich ästhetischer Hinsicht wie Ranke oder—wie Schlosser und Treitschke—in willensmässiger Beziehung. Diese aussererkenntnismässigen Ziele lassen sich aber nur erreichen, wenn neben gedanklicher Erkenntnis gleichzeitig seelische Bilder vom Wesen anderer Menschen hervorgerufen werden.

Auf der Tatsache der Erzeugung solches anschaulichen seelischen Gehaltes beruht wesentlich der so überaus anziehende Charakter der Geschichtswissenschaften, welcher die Beschäftigung mit ihnen als innere Bereicherung erscheinen lässt. Indem sie im Menschen Abbilder fremden Seelenlebens, von Künstlern, Dichtern, handelnden Gestalten, erzeugen, erweitern sie gleichsam sein Innenleben und erheben ihn über die Grenzen seiner eignen Existenz. Sie lassen in ihm das Fühlen des Dichters, das produktive Gähren im Künstler, das gewaltige Wollen, die grossen Leidenschaften geschichtlicher Willensmenschen aufleuchten oder sie teilen ihm etwas von der grenzenlosen Ruhe des in Gott Gestillten mit. Wer die Jugendgedichte Goethes in sich aufnimmt, den überkommt etwas vom Gottestrotz des Prometheus: «Und Dein nicht zu achten wie ich» oder vom beruhigten inneren Frieden: «Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz, stillest endlich auch einmal meine Seele ganz». Und wer sich die Gestalt Alexanders des Grossen vergegenwärtigt, in dem erwachen der jugendliche Drang in die Weite und-zugleich das Glück der Verbreitung hellenischer Kultur über neue Gebiete der Erde, das den Begründer des Hellenismus in der Welt erfüllte. Wodurch die Werke grosser Historiker wirken, das sind nicht nur die formalen Reize der Darstellung, die Schönheit der Sprache, die Kunst des Aufbaues, sondern es ist in erster Reihe der seelische Gehalt, den sie dem Leser erlebbar machen.

Keine Physik und keine Mathematik vermag die Seele

derart zu entfalten und zu bereichern, da sie immer nur auf totes Seiendes gerichtet sind. Sie können im Menschen intellektuelle und ästhetische, ja auch religiöse Bewunderung hervorrufen, Bewunderung und geistige Erhebung des Staunens über den Bau der physischen Welt, die Struktur des Zahlenreiches oder die Gebilde des mathematischen Raumes, aber innere Bereicherung durch Teilnahme an fremdem seelischen Sein vermögen sie nicht zu gewähren; das kommt nur dann in Frage, wenn man sich nicht allein mit der Natur oder den ideellen Gebilden der Mathematik befasst, sondern sich mit den Erforschern von alledem beschäftigt. Wer sich der Lebensgeschichte eines grossen Physikers oder Mathematikers zuwendet, der freilich erfüllt sich auch mit ihrem Seelensein, nicht nur mit dem Inhalt ihrer Entdeckungen, sondern zugleich mit der geistigen Versunkenheit des Archimedes oder der Helligkeit der Ideenfülle eines Gauss. Er tritt hinaus aus den Grenzen seines eignen kleinen Wesens und taucht in sonst ihm unbekante höhere Lebensformen ein.

### Voraussetzungen der Einfühlung.

Die Grundvoraussetzung erfolgreicher Einfühlung ist ausreichende Biagsamkeit der Psyche, eine gewisse Verwandlungsfähigkeit seiner selbst. Diese Eigenschaft ist freilich in den verschiedenen Personen in sehr verschiedenem Masse entfaltet. Der geisteswissenschaftliche Forscher bedarf ihrer in besonderer Stärke. Der wahre Kulturforscher muss eine Proteusnatur haben, die ihm die Möglichkeit giebt, andere Personen, auch solche von ganz anderer Struktur, und fremde Kulturen in sich gleichsam lebendig werden zu lassen. Zum mindesten in den Stunden der Produktion soll er sein Selbst vergessen können und die Einstellung anderer, auch wenn sie der seinigen entgegengesetzt ist, in sich voll empfinden. Wer nicht imstande ist, als Historiker in gleichem Masse die inneren Antriebe eines Konservativen und eines Sozialisten, eines Freidenkers und eines gebundenen Katholiken in sich lebendig zu machen, als wäre er selber bald der eine und bald der andere, der lasse die Hände von aller Geschichtsforschung. Er wird niemals ein grosser Historiker werden.



Da jedes derartige tiefe Eindringen in die letzten ideellen Motive unweigerlich zu einer gewissen Sympathie mit allen führt, wäre der vollendete geisteswissenschaftliche Forscher an einem reichen Mass universeller Gerechtigkeit gegenüber der Vielfältigkeit der Menschen und ihrer Bestrebungen zu erkennen. Umgekehrt sind Geschichtswerke, in denen der Forscher Partei ist, nicht nur vom Standpunkt objektiver Wahrheit mit erheblichen Mängeln behaftet, sondern auch Beweis für die begrenzte Einfühlungsgabe des Verfassers. In den grossen Bewegungen der Geschichte handelte es sich fast auf allen Seiten der reinen Idee nach um Ziele und Gesichtspunkte, welche als solche in der Skala der Werte einen hohen Rang einnehmen, mochten die Voraussetzungen, welche sie über Menschen oder Zustände machten, auch ganz irrig sein,—das Tragische des Geschichtsverlaufs beruht vielfach ja gerade darauf, dass Verblendung über den wirklichen Sachverhalt zu Kampf und Vernichtung führt, wo Erkenntnis der Wahrheit Ausgleich und Frieden bedingte.

Eine wissenschaftlich vollendete Geschichtsdarstellung, die von universaler Einfühlungsfähigkeit Zeugnis ablegte, würde oft überhaupt keine wertende Stellung einnehmen, sondern das ganze Geschehen in rein künstlerischer Darstellung als dramatische Ereignisse ansehen. Eine solche Beschränkung auf eine rein ästhetische Einstellung zur historischen Welt gäbe in Verbindung mit allgemeinem Verständnis für das menschliche Leben und seine es bewegenden Gemütskräfte höherer und niederer Art die beste Gewähr für ein Vordringen bis ins Herz der Geschehnisse.

Freilich ist ein solches Totalkünstlertum nicht möglich, denn es würde dem Historiker die eigne Persönlichkeit nehmen. Die aus der unumgänglichen Grundeinstellung auf einführendes allseitiges Verstehen dem Geschichtsforscher drohende Gefahr besteht ja überhaupt in dem Verlust der eigenen Persönlichkeit. Wer ständig in anderen lebt, der ist im Begriff, sich selbst zu verlieren. In der Tat zeigten ums Jahr 1900, als der Historismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, namentlich jugendliche historische Naturen der Dilthey-Schule den Proteuscharakter universaler Einfühlungsfähigkeit zuweilen in so auffälligem Masse, dass sie ob der ständigen begeisterten Hingabe bald an

die eine, bald an die andere Gestalt der Geistesgeschichte zu irgend einer eignen Stellungnahme nicht mehr fähig zu sein schienen.

Leider besitzen wir noch keine Untersuchung über die Psychologie der Historiker und ihre Arbeitsweise. Eine solche müsste für uns hier höchst lehrreich sein. Dass wir sie noch nicht haben, liegt wohl daran, dass man die Arbeit des Geschichtsforschers als zu einfach ansieht und deshalb letzten Endes theoretisch unterschätzt. Es reizte noch niemand, ihn in seiner Arbeit zu studieren. Gilt er doch im Verhältnis zu anderen Forschern vielen als im Grunde unproduktiv: er stelle ja nur das Gewesene dar. Als wenn es nicht auch von jedem andern Forscher gelte, dass er nur Vorhandenes darstelle. Selbst der Mathematiker, dessen Feld sich von dem der Realitätsforscher nur durch seine Unwirklichkeit unterscheidet, tut nichts anderes. Es ist hoch an der Zeit, zu der Einsicht zu gelangen, dass auch der Historiker seine Produktivität hat. Die Wahrheit liegt für ihn so wenig sichtbar auf der Strasse wie für irgend eine andere Wissenschaft. Freilich wird sich dessen von sich aus nur der bewusst werden, der selbst einmal in grösserem Umfange historisch gearbeitet und damit Erfahrungserkenntnis über das Wesen geschichtlicher Forschung erworben hat.

### Partial- und Totaleinführung.

Psychologische Interpretation menschlicher Handlungen und Verhaltensweisen ist zu jeder Zeit vorgenommen worden, wenn man sich überhaupt damit beschäftigt hat. Es giebt aber zwei Arten dieser Interpretation. Die eine, die ältere, höchst unvollkommene, nenne ich die der Partialeinführung. Es handelt sich bei ihr nur darum, ein bestimmtes Verhalten aus einem bestimmten Motiv zu verstehen, warum jemand dies oder jenes tat oder unterliess, oder warum er so und nicht anders gefühlsmässig reagierte. Wir können dann etwa sagen: Er kaufte Getreide, weil im Augenblick nach solchem starker Bedarf war und er Aussicht hatte, es alsbald günstig weiter verkaufen zu können. Oder: Der Feldherr griff an, weil er fürchtete, dass der Feind nach Eintreffen seiner unterwegs befindlichen Verstärkungen ihn mit Übermacht selbst angreifen werde. Wir haben in solchen

Fällen keinerlei Vorstellung davon, von welcher Geistesstruktur die in Frage kommenden Personen waren, ob kunstverständlich oder Banausen, ob von Ehrgeiz verzehrt oder gelassen, ob religiös oder ganz irreligiös. Wir machen uns von ihnen nichts weiter vorstellig als eben das eine Motiv ihres Handelns. Es wird aus der Totalität des Menschen eine einzige kurze Seelenstrecke herauspräpariert, so wie man an einem Tierkörper nur eine kurze Nervenstrecke herauspräparieren kann und den ganzen übrigen Organismus unangerührt lässt.

In der Wirklichkeit muss freilich alles zusammen da sein. Wie wir ohne das Knochen-, Sehnen-, Muskel- usw. System nicht leben könnten, so gehört auch der ganze seelische Mensch dazu, um in bestimmter Weise handeln zu können.

Die Bedeutung der Partialeinfühlung ist gleichwohl unermesslich. Der weitaus grösste Teil aller psychologischen Interpretation des menschlichen Handelns ist von dieser Art und wird es immer bleiben. Aber in Wahrheit ist sie nur eine höchst unvollkommene Art der Einfühlung.

In neuerer Zeit ist deshalb dort, wo es sich um entscheidende Persönlichkeiten handelt, an ihre Stelle die Totaleinfühlung getreten. In ihr wird nicht nur ein kleiner psychischer Zusammenhang im Menschen unter Absehen von allem übrigen in ihm beleuchtet, sondern die Persönlichkeit wird in ihrer Totalität zu erfassen versucht. Alles einzelne Verhalten wird als Ausfluss seines Gesamtwesens verstanden. Das einzelne Gedicht, die einzelne Komposition gilt als bedingt durch den seelischen Gesamtzusammenhang. «Erlebnis und Dichtung» hat Dilthey das Buch genannt, in dem er bei einigen Dichtern den Zusammenhang zwischen der dichterischen Produktion und ihrem Lebensganzen untersuchte. Solche Einordnung einzelner psychischer Akte in die Totalität der Person ist möglich, weil es auch auf diesem Gebiet etwas wie Evidenz giebt. Wir brauchen uns nur in die Psyche eines jungen Mädchens hineinzu fühlen, um mit aller Sicherheit zu wissen, dass gewisse Handlungen aus ihr nicht hervorgehen können, und umgekehrt leuchtet es ebenso deutlich ein, dass sie zu einem bestimmten anderen Verhalten bereit ist.

Die Aufgabe des Historikers besteht darin, zu dem gesicherten Nachrichtenmaterial die zugehörige psychische Konstitution zu

suchen und sie als aus dieser hervorgegangen evident zu machen. Wenn es gelingt, die sehr mannigfaltige und auf den ersten Blick vielleicht sogar einander ausschliessende Überlieferung über Alexander den Grossen, sein Verhalten und Handeln, seine Reaktionen und Aktionen, seine Vorzüge und Schwächen zur Einheit eines Persönlichkeitswesens gefühlsmässig zu vereinigen, sodass alles in ihm beschlossen ist und kein Zug ausserhalb dieses psychischen Zusammenhanges wie isoliert stehen bleibt, dann ist die zentrale Aufgabe der Einfühlungsbemühungen gelöst.

Der Ort der Totaleinfühlung ist ersichtlich vor allem die Biographie. Sie allein hat es dauernd mit einer einzigen Person zu tun und versucht es immer mehr, das gesamte Leben ihres Helden aus der Einheit seiner Persönlichkeit zu verstehen. Ein Musterbeispiel dafür war Gundolfs Goethebuch.

Freilich wäre es ein Irrtum zu meinen, dass die Biographie es ständig mit dem seelischen Sein des Helden zu tun habe. Mindestens das gleiche Gewicht kommt seinen Leistungen zu, seinen Werken, mag es sich um einen Denker oder Künstler, Dichter oder Staatsmann handeln. Zwar entstehen auch sie sämtlich durch seelische und seelisch-körperliche Akte, aber niemals hat bisher ein Biograph es unternommen, an die Stelle der Analyse und Würdigung der Werke eine ununterbrochene Beschreibung der Akte, durch die sie zustande gebracht wurden, zu setzen. Immer geschieht das nur in zusammenfassender Weise durch eine Schilderung ihrer typischen Züge. Es ist auch unmöglich, hier ins Letzte, Einzelne hinabzusteigen. Niemand ist in der Lage, das Schaffen Goethes auch nur hinsichtlich eines kleinen Gedichtes genauestens zu beschreiben.

Die Partialeinfühlung verschwindet neben der Totaleinfühlung aber keineswegs vollständig. Sie bleibt bei den Nebenpersonen des Kulturprozesses überall bestehen, soweit von ihnen gesprochen werden muss. So, wie in einem Drama Nebenrollen ohne Bedeutung ebenfalls nicht weiter charakterisiert zu werden pflegen. Ein Bote etwa, der eine Nachricht bringt, ist gewissermassen nur Überbringer der Nachricht, kein vollentwickelter Mensch, weshalb man denn auch auf der Bühne die talentärmsten Kräfte für ihn verwenden kann. Die Partialeinfühlung bleibt aber auch dort überall erhalten, wo von einer Persön-

lichkeit zu wenig Einzelheiten überliefert sind, um ihre Totalität erfassen zu können.

### **Einfühlung und Ausdruck.**

Wir werfen nun die Frage auf: Wie kommt es zur vollen Totaleinfühlung in eine andere Person?

Die Antwort kann nur lauten: Der zuverlässigste und letzten Endes allein ganz ausreichende Ausgangspunkt dafür ist der Umgang mit ihr von Angesicht und Angesicht, das unmittelbare Wahrnehmen des Objekts selbst. So ungünstig diese Auskunft auch für die Arbeitsaussichten des Historikers lautet, es ist die einzig mögliche. Alles, was als Ersatz für die lebende menschliche Persönlichkeit sich bietet, ist Surrogat. Wer die Biographie eines Menschen schreiben will und hat ihn nie gesehen, nie seine Stimme gehört, dem fehlt trotz allem das Beste, das rechte Zentrum, von dem aus er alles darzustellen hätte.

Schon das ist freilich streng genommen Ersatz, Ersatz für unmittelbare Anschauung der fremden Seele.

Da wir aber ausser vielleicht in gewissen parapsychischen Fällen keinen direkten Zugang zum Innern eines andern Menschen haben, müssen wir den Umweg über die wahrnehmbaren Äusserungen seines Wesens nehmen. Seine körperliche Gestalt, die Art seiner Bewegungen, der Klang seiner Sprache und vor allem sein Gesichts- und Augenausdruck, aber auch die Form seiner Hände und schliesslich seine Schrift sind Zeugen seines Wesens.

Nicht überall also handelt es sich nur um Ausdrucksbewegungen, es giebt auch Ausdrucksgestalten, ich möchte sie Ausdruckstereotypen nennen. Während die Ausdrucksbewegungen von den Erlebnisprozessen ausgehen, scheinen die Ausdruckstereotypen mit den Dispositionen zusammenzuhängen. Dabei bleibt die Frage offen, ob und wie weit sie Sedimente, Rückstände der Ausdrucksbewegungen sind. Sicher werden sie von ihnen beeinflusst, aber auch in diesem Punkte wird der Rationalismus im Irrtum sein, der alles als erworben ansehen will. Wie die Dispositionen selbst zu einem Teil angeboren sind oder sich doch aus dem Eigenleben des psychophysischen Organismus heraus entwickeln, so gilt Gleiches wohl auch von den Ausdruckstereotypen.

Unter Ausdrucksstereotypieen ist hier alles verstanden, was die Physiognomik zum Ausgangspunkt nimmt. Der Begriff darf nicht auf das Gesicht beschränkt werden, auch die Haltung des Körpers kommt z. B. in Betracht. Die Haltung des schwer Psychasthenischen z. B. ist eine ganz andere als die des Gesunden und sie verändert sich mit seiner Genesung.

Wir können uns der Pflicht nicht länger entziehen, eine Ehrenrettung der Physiognomie Lavaters vorzunehmen. Es sind wohl nur ihre Übertreibungen gewesen, die so tiefe Menschenkenner wie Goethe, der einst an ihr mitarbeitete, und andere wie Lichtenberg später zu so überaus abfälligen Urteilen über sie kommen liess. Dass der Kern ihrer Ideen im Normalfall richtig ist, muss ohne weiteres zugestanden werden. Das ganze Leben wäre anders, wenn wir den Menschen nicht nach seinem Äussern beurteilen könnten. Freilich sind die Veranlagungen verschieden. Dem einen sagt das Äussere viel über das Innere, der andere bleibt stumpf. Aber nur vom Vermögen jenes aus kann das Prinzip des Lavaterschen Unternehmens richtig beurteilt werden, nicht vom Unvermögen dieses aus. Man giebt das Urteil über Musik auch nicht dem schlechthin Unmusikalischen anheim. Nicht also um runde Ablehnung der Grundideen Lavaters kann es sich handeln, sondern nur um kritische Einschränkungen, deren genauen Umfang wir aber noch nicht kennen.

Es sind denn auch in der Tat in neuerer Zeit allerlei «Ausdruckswissenschaften» entstanden; teilweise allerdings sind es erst noch Halbwissenschaften. Vielleicht die entwickeltste, jedenfalls literaturreichste und praktisch am meisten in Anspruch genommene ist die Graphologie. Aber daneben stehen auch kräftige Ansätze zu physiognomischer Betrachtungsweise. Selbst die Chiroskopie und Phrenologie haben wieder ihr Haupt zu erheben versucht. Begrenzt Richtiges muss auch an ihnen sein. Es giebt Köpfe, denen man an der Form die seelische Ungeschlachtheit des Trägers ansieht.

Noch ist vieles, vielleicht das meiste unsicher, aber dass nicht alles leere Phantasie ist, kann nicht bezweifelt werden. Hinter einer groben robusten Faust und deren Druck steht eine andere Psyche als hinter einer zarten feingegliederten Hand, und der sensible Intellektuelle verfügt über kein dröhnendes

Kommandoorgan. Der Kopf Ludendorffs ist undenkbar als Kopf eines hypersensiblen Dichters wie Rilke, und ein schwächtiges blutarmes Mädchen schreibt keine Bismarckhandschrift. Die Ausdruckswissenschaften bilden sich jedenfalls alle um einen echten Kern. Nur darf man sich die Dinge nicht zu einfach vorstellen. Ich kenne einen Chirurgen: eine mächtige Gestalt mit einer gewaltigen Hand, und doch führt diese Hand Bewegungen von äusserster Zartheit aus. Die Grösse eines Gliedes allein macht es noch nicht gewalttätig. Leider scheinen alle diese Dinge nur in den grössten Punkten zu einem lehrhaften Wissen zu erheben zu sein. In der Graphologie sind sich alle stärker Beteiligten darüber einig, dass der — vielleicht beste — Rest nicht eigentlich lehr- und lernbar ist. (Die Frage ist noch ganz offen, ob, wieweit und wie oft hier etwa Übergänge und Ansätze zu parapsychischen Leistungen vorkommen). Diese Tatsache bringt eine ungeheuere Unsicherheit mit sich und ist wissenschaftlich eine so schwere Belastung, dass es begreiflich ist, wenn ein solches nicht allgemein zugängliches und nachprüfbares Verfahren überhaupt abgelehnt wird. Aber auch wenn wir seine praktische Verwendung verwerfen würden, dürfte uns das nicht davon abhalten zuzugeben, dass dieser Weg einzelnen, dafür besonders Veranlagten offensteht und für sie auch besonders fruchtbar ist, genau so, wie eine sehr gesteigerte übernormale Sehschärfe dem sie Besitzenden Dinge im Mikroskop zu sehen erlaubt, die der Normalsichtige nicht sehen kann. Die allgemeine Verwendbarkeit ist aber dadurch beeinträchtigt, dass höhere Begabungsstufen solcher Art selten sind und daher keine allgemeine Nachprüfung gestatten.

Mit dem soeben Gesagten sind wir von der traditionellen dualistischen Auffassung ausgegangen, dass der seelische Zustand der primäre Faktor ist und sich im körperlichen Zustand «ausdrückt» d. h. diesen eindeutig beeinflusst. Diese Annahme ist wahrscheinlich so nicht richtig und zu einfach. Es ist durchaus unsicher, ja sehr fraglich, ob das Verhältnis zwischen Seele und Körper so einfach ist, dass der körperliche Zustand von der Seele «abhängt». Wahrscheinlich ist das Verhältnis beider ein weit komplizierteres, sodass der seelische Zustand selbst bereits wieder vom körperlichen, sei es nun ganz oder teilweise, bedingt wird. Dabei würde angenommen, dass das

betreffende Ich als solches auch andersartige Zustände haben könnte, aber durch seine Verbindung mit eben diesem Organismus (der dann also nicht von ihm geschaffen wäre) gerade diese Zustände hat. Dabei wissen wir natürlich nicht im geringsten, was das eigentlich für eine «Verbindung» ist, die zwischen dem Ich und dem Körper besteht. Wir haben keinerlei Anschauung davon, das «Band» zwischen ihnen entzieht sich unserer Wahrnehmung.

Für die Lehre von der Einfühlung ist es deshalb zweckmässiger, sich darauf zu beschränken: zu sagen, dass mit bestimmten Seelenzuständen bestimmte körperliche Verhältnisse «verbunden» d. h. damit zusammen gegeben sind.

Genau so ist es angesichts unserer geringen Kenntnis, um nicht zu sagen unserer grossen Unkenntnis, der psychophysischen Verhältnisse besser, nicht davon zu sprechen, dass die Wahrnehmung der Ausdrucksphänomene eine Vorstellung der sie hervorrufenden psychischen Zustände zur Folge habe, sondern zu sagen, dass sich damit eine solche verbinde, wobei es dann ganz dahingestellt bleibt, ob diese Verbindung eine simultane oder eine in zeitlicher Folge gelegene ist. Es dürfte hier wie dort sein. Sind die sogenannten Ausdrucksphänomene vom seelischen Zustand in der Zeitfolge hervorgerufen, so wird auch die Einfühlung der Wahrnehmung folgen. Sind sie mit jenem gleichzeitig gegeben, so wird es auch bei der Einfühlung so sein.

Mag man immerhin der Kürze halber weiter von «Ausdrucksphänomenen» sprechen, man muss sich jedoch im Klaren darüber sein, dass wir im Grunde nicht wissen, wie das Verhältnis ihrer zum Seelischen eigentlich ist.—

Wie vollzieht sich nun die Totaleinfühlung auf Grund der Ausdrucksphänomene?

Es kann gesagt werden, dass sie im allgemeinen nicht so erfolgt, dass Teilstücke der Einfühlung nach und nach aneinandergefügt werden. Vielmehr entsteht angesichts der andern Person auf Grund einer Totalresonanz von uns auf dieselbe in einem Akt unmittelbaren Erfassens alsbald ein «allgemeiner Eindruck» von ihr. Es ist eine Art von grobem psychischen Umriss der fremden Persönlichkeit. Je mehr wir aber die andere Person wahrnehmen und ihre Lebensäusserungen in uns



aufnehmen, desto mehr gestaltet sich unser inneres Bild von ihrem Wesen aus, es differenziert sich, verändert sich eventuell, korrigiert sich automatisch. Wir bemerken etwa, dass der andere «nicht so, sondern so» ist. Unser inneres Bild von ihm wandelt, färbt sich von selbst um, ohne unser bewusstes Eingreifen. Wir sind nicht einmal imstande, willentlich an ihm etwas zu ändern, so wenig, wie wir sinnliche Wahrnehmungen umzugestalten vermögen.

Die Einfühlungsveranlagung ist allerdings der Ausbildung und Vervollkommnung fähig, jedoch nicht in der Art, dass wir uns ein physiognomisches Zeichensystem zurechnen und an Hand dieses Schemas einen Menschen beurteilen, sondern so, dass die mannigfachen Lebenserfahrungen mit Menschen unsere Resonanzfähigkeit verfeinern und zu leichterem Erklären bringen, ähnlich wie man alten Geigen nachsagt, dass sie leichter und differenzierter auf die vom Bogen hervorgerufenen Klänge ansprechen.

Der Physiognomie und der Handschrift gegenüber ist unsere Lage durchaus die gleiche.

Die verschiedenen Ausdrucksmomente wirken zusammen, das seelische Bild der Person zustande zu bringen. Auf die Frage, wie das eigentlich geschieht, können wir, wenn wir aufrichtig sind, keine Antwort geben. Rationale Momente spielen nicht die entscheidende Rolle. Vielmehr haben die Einfühlungserlebnisse tiefere Wurzeln in unserer Natur, sodass die Anfänge dazu sich bereits in sehr frühem Alter finden. Schon das Kleinkind spürt es am Gesichtsausdruck des Erwachsenen und dem Ton seiner Stimme, ob es Angenehmes oder Unangenehmes zu gewärtigen hat. Auch der Hund ist zu erheblichen Leistungen dieser Art seinem Herrn und ebenso, wenn auch wohl weniger differenziert, Fremden gegenüber imstande. Die Tatsache, dass wir auf die Wahrnehmung des Ausdrucks fremden Persönlichkeitsseins mit einem Ansatz zu gleichartiger Gemütsverfassung resonanzartig reagieren, ist eine Urtatsache unserer Organisation. Es ist zu beachten, dass dabei die aufmerksame Versenkung in den Anblick einer andern Person schon nicht mehr rein visueller Natur, sondern selbst schon wesentlich auf Einfühlung eingestellt ist. Man will eben die seelische Persönlichkeit erfassen.

**Die für den Historiker ideale Situation.**

Aus alledem bestätigt sich, dass die ideale Situation für den Geisteswissenschaftler darin bestände, mit den Personen seiner Forschung Umgang zu haben, unmittelbarer Zeuge ihres Handelns und Seins zu sein, denn kein Bild, kein Bericht vermag den Eindruck des Lebenden zu ersetzen.

Es giebt Historiker, die dieses Vorzugs teilhaftig geworden sind. Und es ist wohl kein Zufall, dass gerade einer der grössten unter ihnen, Thukydides, manche der Akteure seines Werkes, das ja die griechische Geschichte seiner Tage behandelt, von Auge zu Auge erlebt hat. Ebenso hat Caesar seine Mit- und Gegenspieler in dem Drama der Selbstauflösung der römischen Republik aus eigener Erfahrung gekannt. In späterer Zeit gilt das Gleiche von den Geschichtsschreibern der Renaissance, von Macchiavelli und Guicciardini.

In einer so günstigen Lage ist nun freilich meist nur der Handelnde selbst, und dessen historische Darstellung kann kaum objektiv sein, zumal sie von vornherein nicht dem Willen zur Wahrheit entspringt, sondern vor allem im Dienste seines Tuns steht. Die sonstigen Schriftsteller, die aus der intimen Nähe bedeutender Menschen über sie berichten, sind meist keine wirklichen Historiker, sondern Memoirenschreiber, denen wohl eine Ahnung über die Bedeutung der ihnen vom Schicksal gewährten unmittelbaren Person-Anschauung zu eigen ist, die aber andererseits über die Darstellung von Einzeltatsachen meist nicht hinauskommen.

Der auf reine Erkenntnis gerichtete Historiker wird nur durch Gunst besonderer Umstände in die Nähe grosser auf Handeln eingestellter Menschen gelangen und verweilen können. Denn er ist seinem Wesen nach diesen fremd und hat bei ihnen sozusagen nichts zu suchen. Nicht ganz so gering sind die Chancen für die übrigen Geisteswissenschaftler, mit den künstlerisch oder sonstwie geistig schaffenden Persönlichkeiten in engere Berührung zu kommen.

Den Ersatz für die fehlende Erlebnisanschauung stellen die Leistungen der betreffenden Menschen dar und die zeitgenössischen Berichte der Augenzeugen. Aber es giebt ausserdem noch eine andere Erkenntnisquelle, die in ihrem wahren Werte nicht

genügend erkannt ist: das Porträt, in welchem Material immer es ausgeführt sei. Unsere traditionelle Geringschätzung von Porträtbeigaben bei geschichtlichen Forschungen und Werken als bloss unterhaltender «Illustrationen» ist irrig, sie muss durch eine tiefere Auffassung ersetzt werden. Mit der Einsicht, dass Geschichtswissenschaft nicht eine rein abstrakte Begriffsangelegenheit ist, ist auch die Stellung des Porträts grundlegend geändert. Es hat einen entscheidenden Platz in der Beschäftigung mit Einzelpersönlichkeiten zu erhalten. Lebensähnliche Porträts sind wahre historische Dokumente und von weit grösserem Quellenwert als prägnanzlose lange Berichte.

Um sich von dieser Tatsache durch unmittelbare Erfahrung zu überzeugen, ist es zweckmässig, sich mit den grossen Tafelwerken zu beschäftigen, die wir jetzt z. B. für die Porträtskulpturen der Antike besitzen. Es giebt überhaupt keinen besseren, keinen schnelleren und zuverlässigeren Weg, um sich ein psychisch anschauliches Bild vom griechischen und vom römischen Menschen und den Unterschieden zwischen ihnen zu machen. Die Gegensätze zwischen den griechischen und den römischen Köpfen sind abgrundtief. Auf der einen Seite haben wir psychisch feine, durchgeistigte, höchst bewegliche, zugleich freilich auch weniger willensstarke Menschen vor uns — die Franzosen des Altertums —, auf der andern Seite nüchterne, praktische, und wenn auch redliche, so doch jedes geistigen Aufschwunges entbehrende, fest auf der Erde stehende, willensharte Köpfe, — weit verwandter dem Angelsachsentum. Keine Lektüre klassischer Autoren vermag so rasch diese Vorstellung von der inneren Konstitution der beiden Völker zu erwecken wie solche nachfühlende Versenkung in die uns überkommenen Porträtköpfe. Und dem literarisch Gebildeten erlaubt sie in gewissermassen zusammenfassender Schau mit einem Blick zu höchster Klarheit zu erheben, wie der griechische und der römische Mensch seelisch strukturiert gewesen sind. Es will doch etwas sagen, dass wir in offenbar zuverlässiger Weise die Charaktere grosser Denker und Dichter, von Geschichtsschreibern und Staatsmännern auf Grund von Porträtskulpturen, wie sie nur geniale griechische Künstler herzustellen vermochten, nachzufühlen imstande sind und nicht darauf angewiesen sind, ihnen nur von ihren Schriftwerken aus und auf

Grund von Nachrichten über sie innerlich nahe zu kommen. Die Auffindung eines neuen hervorragenden Porträtkopfes wie s. Z. von Alexander dem Grossen bedeutet eine wirkliche Bereicherung unserer inneren seelischen Kenntnis des Dargestellten. Hier leuchtet wieder jene Evidenz auf, von der schon oben die Rede war: so muss der Mensch gewesen sein, in dem die Fähigkeit zu äusserster Gewalttat und hohe Aufgeschlossenheit für die griechische Kultur vereinigt gewesen sind.

Die Hauptschwierigkeit, die sich in bezug auf das Porträt erhebt, ist die Frage seiner Qualität: gibt es den Dargestellten zutreffend wieder? Kaum jemals lässt sich diese Frage durch zuverlässige Überlieferung entscheiden. In den meisten Fällen muss auch hier auf nicht-rationale Entscheidung zurückgegriffen werden. Wie wir Handschriften mit Sicherheit bestimmten Personen zuzuordnen oder ihnen abzusprechen vermögen, so lässt sich auch sagen, ob von bestimmten dargestellten Personen gewisse Handlungen ausgegangen oder nicht ausgegangen sein können.

Alle Erörterung über die Echtheit von Porträts geht diesen Weg und fragt, ob dieses oder jenes Bildnis diese oder jene Person gewesen sein kann.

In diesem Miteinandervergleichen der literarischen oder sonstigen Leistungen eines Menschen sowie der zuverlässigen Überlieferung über ihn mit seinem Porträt pflegen sich beide gegenseitig zu erhellen; denn das Porträt vermag uns seinerseits auf geistige Züge des Dargestellten aufmerksam zu machen, die uns bisher entgingen.

Wie gross die Schwierigkeiten sind, die aus der Ähnlichkeitsfrage hinsichtlich der Verwertung von Porträts entstehen können, braucht nicht ausdrücklich ausgesprochen zu werden. Man betrachte als Beispiel die Caesarbüsten, deren Abbildungen der neuen Phaidon Ausgabe von Mommsens Römischer Geschichte beigegeben sind (Bd. I, S. 837 f.). Sie sind so verschieden, dass man zunächst ratlos ist, auch wenn man die offenbar idealisierten und verjugendlichten Köpfe ganz beiseite lässt.

Auf der andern Seite sehe man sich den Aristoteleskopf in Bernoullis Griechischer Ikonographie an, und man wird zustimmen, wenn ich sage, dass er uns seine Persönlichkeit in einer Deutlichkeit erscheinen lässt, wie wir sie da ohne nicht kennen würden.